

Man hat heute manchmal den Eindruck, daß Menschen sehr oft unglücklich werden, weil sie um jeden Preis glücklich werden wollen.

Karl Rahner

Selbstverwirklichung

Wörter sind keine sehr selbständigen Gebilde. Sie müssen es sich gefallen lassen, nicht nach eigenem Recht, sondern nach Belieben und je nach Geschick und Absicht, richtig oder falsch, ehrlich oder unehrlich gebraucht oder auch schlicht mißbraucht zu werden. Ein Vorteil für sie: das macht sie zu dynamischen Größen. Als solche haben sie ihre *Konjunkturen* und machen ihre *Karrieren*. Nicht alle und nicht jedwedes und nicht zu jeder Zeit, aber immer wieder einige.

Wörter mit Karrieren

Oft sind es Neuschöpfungen, noch häufiger werden selbstverständlich verwendete Ausdrücke nicht mehr selbstverständlich gebraucht, sondern erhalten eine fülligere, auf jeden Fall intensivere Bedeutung. „Echt“, das in fast keinem Satz – soweit es überhaupt Sätze sind – der gegenwärtig Siebzehnjährigen fehlt, aber auch noch bei Älteren vorkommt, hat, man merkt es schon an Klang und Betonung, eine Bedeutungsintensivität, aber auch eine Variationsbreite von Bedeutungen erhalten, die es früher einmal nicht hatte. Es heißt nicht einfach: das Bild ist echt, oder: hier handelt es sich um ein unechtes Problem, sondern man fragt: „echt?“ oder antwortet: „echt gut“. Man spricht es so aus, als ob man sich erst vergewissern wollte/müßte, es mit etwas Wirklichem zu tun zu haben und nicht einem Phantom nachzulaufen. Vielleicht meldet sich in ihm ein jugendliches Gespür dafür, daß unser Dasein mit Shows und Stars und Tingeltangel und Täuschungen angefüllt ist, also an der Unechtheit der Verhältnisse besonders leidet.

Doch während in diesem Falle die Konjunktur dauerhaft, die Karriere aber bescheiden ist – es fließt so nebenbei in das Reden ein, und niemand macht sich Gedanken darüber –, ist es in anderen Fällen anders: die Karriere ist markanter, das Ergebnis gewissermaßen *kulturprägend*.

Der „Dialog“ ist so ein Wort. Lange genügte uns das „Gespräch“ und wenn es unbedingt feierlicher, aber gesprächsärmer, weil protokollarischer zugehen mußte, der „Gedankenaustausch“. Seitdem der Pluralismus der Gesin-

nungen und Anschauungen markanter geworden ist, und nicht nur Interessengegensätze, sondern Weltanschauungen und Religionen sich in den gleichen Räumen stoßen, ist der „Dialog“, wie gedanken- und gesprächsarm auch immer, nicht mehr totzukriegen. Zeitbetrachter haben es besonders schwer, ihm zu entgehen, man muß schon verdammt aufpassen, daß er einem nicht in jedem zweiten Satz in die Feder rutscht; soll es inzwischen doch schon Eheleute geben, die nicht mehr miteinander sprechen, sondern „dialogisieren“, obwohl selbst für die Wiederannäherung der Kirchen und für die Ost-West-Entspannung das simpelste Gespräch förderlicher wäre und Dialoge oft nur die organisierte Unmöglichkeit sind, tatsächlich miteinander zu reden.

Fast eine Art Hoffnungsträger

Die „Selbstverwirklichung“ gehört auch zu dieser Kategorie von Wörtern. Sie ist sogar extrem beispielhaft. Nicht nur, weil das Wort mit besonderer Überzeugung ausgesprochen wird und deshalb auch immens konfliktträchtig ist, sondern weil sich in ihm nicht nur Jargon, sondern Hoffnung und noch mehr: schlicht das *menschliche Selbst* artikuliert. Verstand und Herz, Triebe und Interessen, Theologen würden sagen Konkupiszenz, Wille und Vorstellung, Glück und Enttäuschung, all das hat damit zu tun, ist in Reflexion und Vollzug der Selbstverwirklichung hineinvermischt. Während der Dialog, wie die nicht minder laufbahnerfolgreiche „Kommunikation“ dem zwischenmenschlichen, exakter dem gesellschaftlichen Bereich zugehört, wo notfalls Konventionen helfen, geht es bei der Selbstverwirklichung ums Personale, pardon ums Persönliche, im Grenzfall sogar um Sein oder Nichtsein. Kein Wunder also, daß ihr an Bedeutungsschwere, aber auch an Doppelzüngigkeiten, an Unter- und Obertönen, an offenkundigen Ambivalenzen und hinterhältigen Mehrdeutigkeiten, jedenfalls gegenwärtig, *kein anderes Wort* gleichkommt. Es geht ja – programmatisch – um *Existenz*: eben um Selbstverwirklichung und insofern fast um eine Art Hoffnungsträger.

Zunächst aber: die Karriere stimmt. Das Wort hat zwar erst auf dem *Umweg über die Psychologie* die Alltagssprache erobert. (Dort wird es, auch als Synonym für Selbstaktualisierung verwendet, als Ausdruck therapeutischen Bemühens verstanden, durch Umwelt und Eigenleben Entfremdetes oder Regrediertes wieder zu sich selbst zu bringen und die Kräfte der Selbstentfaltung zu stärken.)

Inzwischen aber hat es in allen Sozialschichten Heimrecht und auf alle Lebens- und Handlungsbereiche abgefärbt. Auf Ehe und Familie ohnehin: partnerschaftlich entspannt hier, konfliktiv dort, bei Durchschnittsmenschen wohl meist aus beiden vermischt; auf die Pädagogik selbstverständlich auch; nicht neutrale „Sozialisation“ oder eine überproblematisierte soziale Integration, sondern Hilfe zur Selbstverwirklichung soll Ziel der Erziehung sein; auf die Arbeitswelt wenigstens über den Arbeitsstil (mehr Flexibilität, auch im Wechsel von Urlaubs- und Arbeitszeit, soll der Selbstverwirklichung – in Form von Freiheitsgewinn – dienlicher sein) und zunächst auch über eine nur scheinbar ganz zeitgemäße Aufwertung der Berufsarbeit. Die *Politik* kann daran nicht mehr vorbeigehen; die jüngsten Parteiprogramme und deshalb besonders das der Christdemokraten hatten dies zu berücksichtigen. Die Grünen sind, da jung und fraulich, von vorneherein als Selbstverwirklichungspartei angetreten. Die *Kirche* hat längst – wenigstens in ihrer Frauenarbeit – angefangen, darüber nachzudenken. Und soweit sie es bisher nicht getan hat, wird sie es demnächst auf dem 88. Katholikentag in München durch ein Referat aus prominentem Munde („Was heißt Selbstverwirklichung christlich?“) nachholen.

Gründe, die durch und durch begrifflich sind

Die Herkunft des Wortes ist nicht sehr klar. Einem wortgeschichtlich Unversierten fällt es jedenfalls schwer, sich darüber Klarheit zu verschaffen. Sicher gab es schon in der deutschen Mystik ähnliche Sprachprägungen. Nach dem Großen Sprachduden handelt es sich, obwohl so deutsch nach Form und Gehalt wie ein Wort nur sein kann, um ein recht junges Lehnwort aus dem Englischen. Die Wurzel „Selbst“ soll allerdings schon im 18. Jahrhundert über pietistische Kreise Eingang ins Deutsche gefunden haben: mit bürgerlichen Akzenten (einer damals neuen christlichen Innerlichkeit und mit deutlichen Elementen der Selbstzerknirschung versehen): Ein Aspekt, der in der gegenwärtigen Karriereplanung des Wortes wohl nicht vorgesehen ist.

Der Gründe aber, warum es in diesen Tagen zu solcher Konjunktur und zu so steiler Karriere – sprachlich gleichsam aus dem Nichts heraus – gekommen ist, gibt es genug.

Die „anonymen Mächte“ sind einer davon, wenn man darunter den hohen Grad an Anonymität als Folge und Nebenprodukt einer hochorganisierten Gesellschaft versteht. Die leichter gewordene „Manipulierbarkeit“ des

einzelnen ist ein damit zusammenhängender und nicht minder gewichtiger. Die Reaktion darauf hat sich spätestens im Existenzialismus und verwandten Philosophien angekündigt und möglicherweise ist, was gegenwärtig als Selbstverwirklichung erstrebenswert gefunden wird, nichts anderes als solcher in die *Mühen und Spannungen des Alltags übersetzter Existenzialismus* – das sprachliche Kleingeld einer großen, moderner Subjektivität verpflichteten „Lebens“-Philosophie für die Haushaltssicherung eines spät- oder auch kleinbürgerlichen Lebenszuschnitts. Man fühlt sich nach fremden, gesellschaftlichen Produktions- oder Verwaltungsgesetzen zurechtgestutzt, der Gesetzesmaschinerie oder übermächtigen Apparaten und Gruppen unterworfen oder durch Familie, den gegengeschlechtlichen Partner, durch den Betrieb oder gar durch die Medien Lebensregeln ausgesetzt, die man als existenzfeindlich, als entfremdend, jedenfalls den eigenen, natürlich legitimen Interessen zuwiderlaufend erfährt.

Dazu kommt, daß die *Sinnfrage* kein Abstraktum ist, sondern sich täglich und alltäglich stellt und als Kehrseite die *Sinnarmut*, die jeder kennt und die mehr oder weniger ausdrücklich sich in jeder Lebenslage einstellt: Diese Arbeit ergibt keinen Sinn und jene ist eigentlich überflüssig. Und es ist Unfug, sich stunden-, tage- und ein Leben lang in einem monotonen Arbeitsprozeß einspannen zu lassen, der nicht gewollt wurde, weil er als Aufgabe zu verstehen war, sondern schlicht für den Lebensunterhalt nottat.

Eigenständigkeit als Motiv

Es gibt darüber hinaus die *Sinnfrage im Großen*, zunächst nicht metaphysisch als Suche nach Transzendenzerfahrung, sondern als Orientierungsproblem gemeint. Denn weder Staat noch Verbände machen Sinnvorgaben, und die von Kirche und Religion erscheinen als ein „Angebot“ unter vielen.

Mangels Verbindlichkeiten versteht es sich eigentlich von selbst, daß die Neigung akut wird, sich bei der Verwirklichung von kleinen und großen Lebenszielen nicht nur auf sich selbst zu verlassen, sondern sich vorwiegend nur auf sich selbst zu beziehen. Und ungesättigte Bedürfnisse nach mehr Unabhängigkeit in Form von selbsterwerbener *Eigenständigkeit* gibt es noch genug.

Schließlich wer denkt in diesem Zusammenhang nach der charakterlich-ethischen Seite hin nicht an Erich Fromms – übrigens einer der wichtigsten, auch von Kirchenmännern akzeptierter psychologischer Anführer in Sachen Selbstverwirklichung – „Sein“ statt „Haben“. Obwohl Selbstverwirklicher kaum – weder psychologisch noch materiell – besitzanspruchslos sind. Und da das mit der Eigenständigkeit, dem Sichaufsichselbstverlassen und dem das eigene Selbst in allem, was möglich ist, zur Geltung und zur Entfaltung bringen – und dabei auch noch glücklich zu werden – so einfach gar nicht ist und so Selbstverwirklichung immer auch eine existentielle Problemanzeige bleibt, wird der Marktwert des Wortes noch einmal zusätzlich angehoben.

Gern übersehene Ambivalenzen

Schon allein das letzte müßte Warnung genug sein, sich der Selbstverwirklichung nicht blindlings anzuvertrauen, sondern Wert und Unwert des Begriffs samt der in ihm wirksamen Strebungen auseinanderzuhalten.

Vielleicht hilft zunächst eine definitorische Klärung. Da wir Deutschen, wie schon angedeutet, das Wort und mit ihm wohl auch den Begriff bei den Angelsachsen entlehnt haben, empfiehlt es sich, zunächst dort nachzusehen: Das Chambers Twentieth Century Dictionary bestimmt „self-realisation“ als „Attainment of such development as one's mental und moral nature is capable of ...“, also als das Erstreben und Erreichen *der* Entwicklung, zu der jemand entsprechend seiner geistigen und seelisch-moralischen Kräfte fähig ist.

Das kann als ein Akt der Selbstbescheidung nach individualistisch-angelsächsischer Art gelesen werden: 1. wirkliche Selbstverwirklichung, 2. einem jeden seine eigene Selbstverwirklichung (anders geht es nicht), 3. eine jede Selbstverwirklichung endet an den Grenzen der eigenen Fähigkeiten. Eine psychologisch stichhaltige Definition würde noch ein viertes hinzufügen: innerhalb dieser Grenzen müssen aber *alle* vorhandenen Anlagen und Fähigkeiten auch wirklich *voll* entfaltet werden. Es geht also nicht um einfache Selbstverwirklichung, sondern um eine qualifizierte. Ich soll alles an Bedürfnissen, Werten, Eigenschaften entfalten können, was in mir angelegt ist.

Doch schon da kommt einiges ins Stocken: *Bedürfnisse* können problematisch oder unproblematisch, legitim oder illegitim, dem Nächsten oder einem selbst nützlich oder schädlich werden, sind sozusagen Natur im Rohzustand, jedenfalls kein Handlungskriterium und schon gar nicht ein Wert an sich. Und auch Eigenschaften haben eine innere Tendenz zur Zweideutigkeit, selbst dann, wenn sie sich als Tugend ausgeben. Und wie weiß ich schon so genau, wo das „capable“ anfängt und wo es endet? So viel Selbsterkenntnistrainingszeit steht einem gar nicht zur Verfügung, um da ganz sicher zu gehen. Man sieht ja, wieviel helfende und ergänzende Arbeit Selbsterfahrungsgruppen, Therapeuten und andere Mitmenschen unterschiedlichen Grades diesbezüglich leisten müssen.

Aber noch schwieriger macht es der vierte Punkt, der an sich am bedeutendsten und überzeugendsten klingt: Er enthält eine *Optimierungsstrategie*. Wenn schon nicht die beste aller Welten, Gesellschaften, Menschheiten realisiert werden kann, so baue ich doch auf die Verwirklichung des „vollsten“ und bestmöglichen Selbst, und damit finde ich, wenn schon nicht meine Erfüllung, jedenfalls wenn ich gläubig bin, aber doch das Haus für meine Seele, in dem ich leben kann.

Das Selbst gedeiht nur sozial

Das klingt zwar anstrengend – jede Optimierungsstrategie ist anstrengend, und die meisten pflegen schon an der Verpflichtung und erst recht an der Erfüllung zu scheitern

–, aber zunächst doch vernünftig, auch als Moralgrundsatz: Daß jeder möglichst aus sich herausholt, was in ihm drinsteckt, ist legitim und notwendig, sonst reifte keine Persönlichkeit, oder das Selbst – als konkreter Mann oder konkrete Frau – scheitert an Unterforderung – wenn, ja wenn *das Selbst nur in den Bedingungen seiner Möglichkeiten* richtig verstanden würde. Zu diesen Bedingungen gehört, daß jedes Selbst in seiner Verwirklichung auf andere Selbsts verwiesen ist und daß diese Verwiesenheit nicht nur Bindungen, sondern sogar soziale Organisationen braucht, also weder als fensterlose Monade noch als Robinsonscher Insulaner existieren kann. Auch als sein Selbst ist der einzelne sozialfähig und damit sozialpflichtig, also auf Mitmenschlichkeit verwiesen. Er muß auch sie realisieren, verwirklichen, um seiner selbst willen nicht minder als der Mitmenschen – der nahen und fernen wegen.

Das ist theoretisch alles selbstverständlich, praktisch aber sehr schwierig; in einem Zivilisationszustand, wo individuelle Freiheiten billig zu haben sind, aber der einzelne um so mehr von Bürokratien erdrückt zu werden droht, besonders. Natürlich versichert jeder von uns, er wolle nicht Selbstverwirklichung ohne den anderen oder gegen den anderen, sondern man wolle sich nur nicht vorschreiben lassen, wie man selbst zu sein habe. In der Praxis wird daraus aber doch oft eine uneingestandene Strategie der *Selbstisolierung* über den Umweg vermeintlicher oder wirklicher *Selbstbehauptung* natürlich, aber deswegen in den Wirkungen nicht weniger katastrophal. Oder es wird zur Ausbeutung mitmenschlicher Ressourcen, zu einem Leben auf Pump. Nur, wo die Dialektik von Ich-Stärke und Offenheit gelingt, und wenn dieses Gelingen unterbaut ist durch Angstfreiheit vor Selbstverlust, durch Bindungsbereitschaft und Flexibilität im Denken und Tun mit dem anderen und im Ganzen der Gesellschaft, verliert Selbstverwirklichung die ihr innewohnende Ambivalenz. Sie wird „echt“, wo sie das Mitdenken und Mitsein mit allen sich daraus ergebenden Bereicherungen und Verzichten bis in die nüchternen Delegationsmechanismen eines demokratisch verfaßten Gemeinwesens hinein wirklich akzeptiert.

Denn auch wer auf Selbstverwirklichung setzt, braucht nicht nur Partner, Freunde und ein für alle ersprießliches soziales Klima, sondern sogar den *Staat*. Selbstverwirklicher haben oft einen großen Sinn für das informell Soziale, für den eigenen ichförderlichen, seelisch erwärmten Lebenskreis, aber einen kleinen dafür, was zum Funkzionieren des Gemeinwesens an Verständnis und Einsatz notwendig ist. Insofern gilt die biblisch erhärtete Erfahrung nicht nur religiös, sondern für das menschliche Sein und Mitsein in allen seinen Ableitungen: „Wer seine Seele gewinnen will, wird sie verlieren und wer sie verliert, wird sie gewinnen“ (Lk, 17, 33; vgl. Mt 10, 39 und Lk 9, 24). Das ist zwar biblisch wie menschlich eine Provokation und wie alle Provokation nicht wörtlich zu nehmen. Aber gerade Provokationen enthalten eine Wahrheit, die jede Wörtlichkeit übersteigt ...

David Seeber